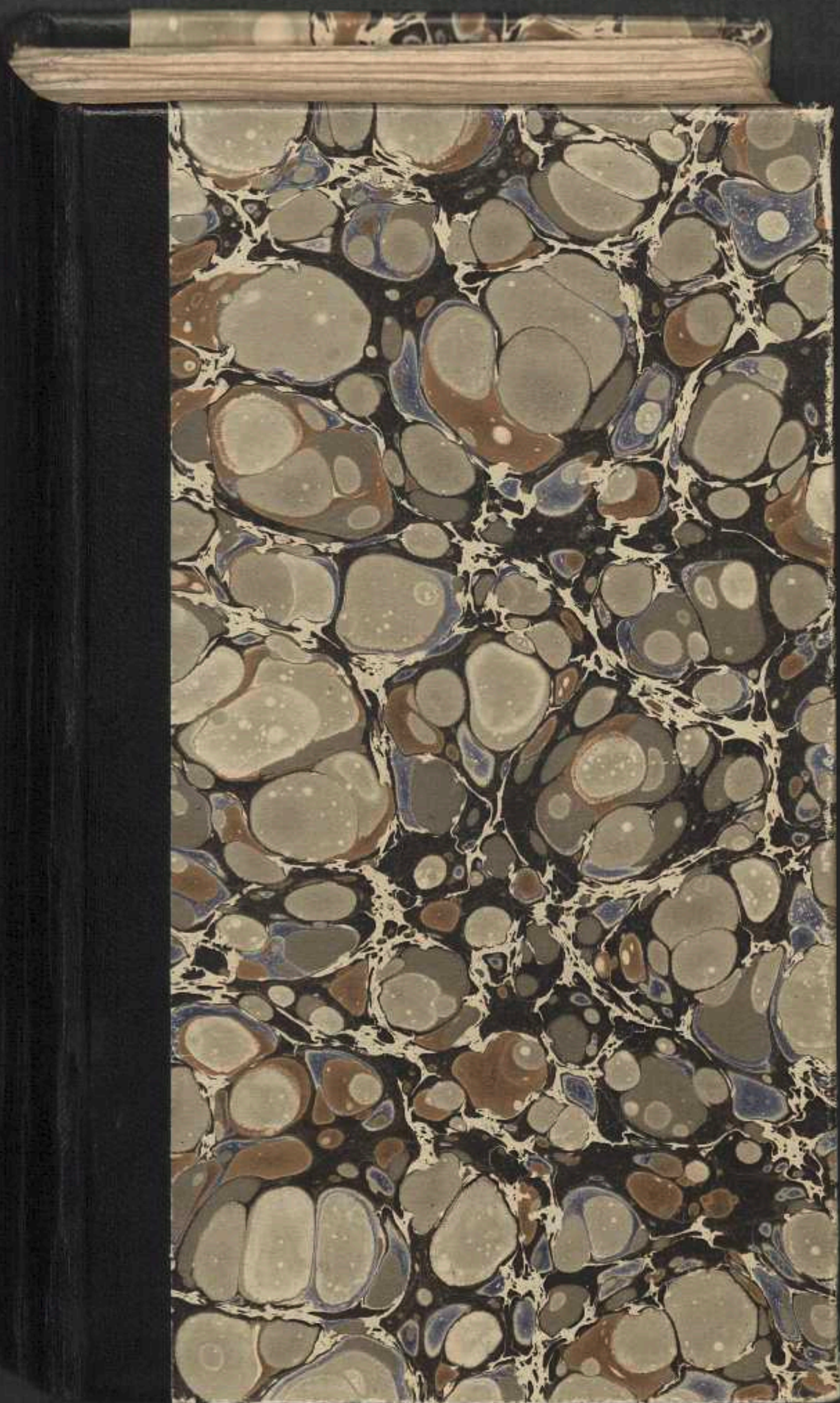
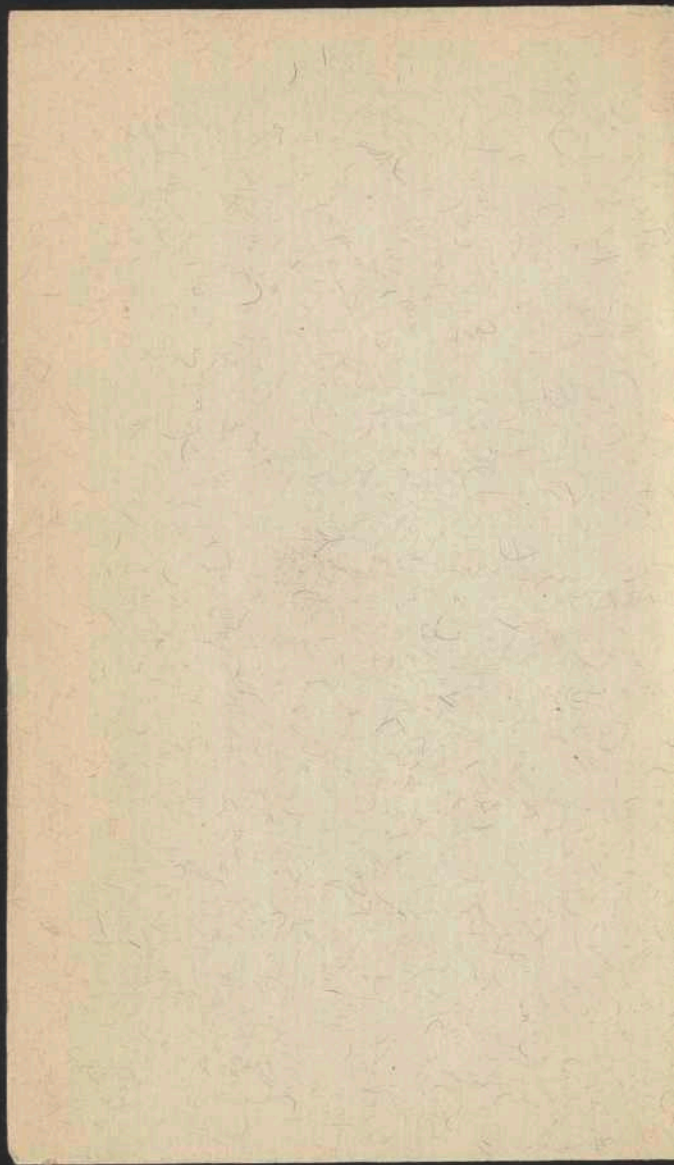




B VIII 5171 R
K7A





Moriz und Heinrich VII

oder

die Versöhnung zweier Familien.

Eine Erzählung

für die zarte Jugend

Aus dem Französischen frei überseht

von

G. Hoffmann.

Neutlingen, 1837.

Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin.

117



~~~~~

## Moriz und Heinrich,

o d e r

Die Versöhnung zweier Familien.

---

In einem hübschen Thal der Normandie lebte einmal ein Gärtner, der von Geburt ein Gasconier war. Derselbe hatte einen Sohn, Namens Moriz, den er zärtlich liebte: Moriz war aber auch ein guter Junge, der seinen Vater in dessen Arbeiten nach Kräften unterstützte. Er grub, begoß: kurz, er machte sich gerne nützlich.

Eines Tages mußte Moriz in der nächsten Stadt Saamen kaufen, den sein Vater sehr nöthig hatte. Als er in den Laden des Saamenkrämers trat, war derselbe mit Leuten angefüllt, deren unruhige Miene das Verlangen,

bald bedient zu werden, verrieth. Bescheiden setzte sich Moriz auf einen Stuhl, um zu warten, bis auch an ihn die Reihe kommen würde.

Als endlich Alle befriedigt waren, wandte sich der Krämer zu Morizen: „Was wünschst du denn zu haben, mein kleiner Freund?“ sagte er zu ihm; „es ist mir leid, daß ich dich mußte so lange warten lassen.“

„Daß hat nichts zu sagen,“ versetzte Moriz, „ich habe Zeit genug.“ „Mein Vater läßt Sie um alle diese Sämereien bitten,“ setzte er hinzu, indem er dem Krämer einen Zettel darreichte.

Der Saamenhändler suchte dieselben, ordnete sie und fieng an sie einzupacken. Eben machte er eine Düte mit Zuckererbsen zu, als ein großer, dicker Mann hereintrat, der nicht bei guter Laune zu seyn schien.

„Nun!“ rief derselbe beim Eintreten, „habt ihr endlich einmal zusammen gepackt, was ich bei euch gekauft habe? Der Wind ist gut; das Alles hätte schon gestern Abend an Bord geschickt werden sollen. Wo ist denn meine porzellanene Vase von Sevres?“

„Sie steht da oben auf dem Bret,“ erwiderte der Krämer; „Sie sehen, sie ist in Sicherheit. Ich hatte noch nicht Zeit, sie einzu-



packen; ich werde es aber so bald als möglich thun.

„So eilet doch!“ sagte jener ungeduldig.

„Wann ich das Päckchen dieses kleinen Knaben gemacht habe, dann sollen Sie bedient werden.“

„Ei was liegt mir an dem Päckchen dieses Knaben? Er kann warten, aber ich nicht.“

Bei diesen Worten faßte der ungeduldige Fremde den auf dem Waarentische liegenden Saamensack an, während der Krämer einige Bogen Packpapier und Bindfaden suchte, um denselben fest zu binden. Da er nicht gut zugemacht war, so fiel der Saamen ungeachtet der Anstrengung Morizens, doch wenigstens einen Theil davon mit den Händen aufzufangen, alle auf die Erde. Als der dicke Mann dieß gewahr wurde, fieng er an heftig zu fluchen; Moriz aber schickte sich an, seinen Saamen aufzulesen, ohne auch nur eine verdrüßliche Miene zu machen.

Mittlerweise bekam der unfreundliche Fremde, was er zu haben wünschte. Er wollte eben den Laden verlassen, als ein Matrose kam und ihm sagte, der Wind hätte sich gedreht; der Himmel überzöge sich mit dicken Wolken und er glaube, sie müßten ihre Abreise auf den folgenden Tag verschieben.

„Ei das ist mir wahrlich nicht unangenehm,“ versetzte der Fremde, welcher Kapitän von einem Kaufmannsschiffe war. „Ich bin gar nicht böse, daß ich noch einen Tag länger auf dem Lande bleiben muß, denn ich habe noch viele Geschäfte abzumachen.“ Zugleich näherte er sich der Thüre. Moriz, der sich, um seinen Saamen aufzulesen, auf die Kniee gesetzt hatte, bemerkte jetzt, daß sich ein Stück Bindsaden um den Fuß des hastigen Seemannes gewickelt hatte, das von dem Bret herabhäng, auf welchem die Vase stand. Er sah es ein, daß der Kapitän unfehlbar die Vase herunterreißen würde, wenn er noch einen einzigen Schritt weiter gieng. Um dies zu verhindern, ergriff er ihn beim Bein und sagte ihm, er sollte ruhig stehen bleiben, sonst würde er gewiß seine schöne Vase zerbrechen.

Der Kapitän sah sich um und erblickte den Bindsaden mit dem die Vase umwickelt und der in der Schnalle seines Schuhs gefangen war.

Jetzt war der vorhin so unfreundliche Kapitän auf einmal ein ganz anderer Mann. Er ergoß sich in Lobeserhebungen über den kleinen Moriz, der ihn gehindert hätte, einen Gegenstand zu zerbrechen; den er weit hergebracht hätte, und um den es recht sehr Schaden ge-



wesen wäre, wenn er wäre zerbrochen worden. „Ich will,“ sagte er zu dem guten Gärtnerjungen, „meiner Frau mit der schönen Vase ein Geschenk machen; wenn du aber nicht so aufmerksam gewesen wärest, so würde ich nun das Vergnügen nicht haben, sie angenehm damit zu überraschen. Ich bin dir viele Verbindlichkeiten schuldig, braver Junge; du hast mir Böses mit Gutem vergolten. Es thut mir leid, daß ich deinen Saamen auf den Boden geworfen habe, um so mehr, da du so sanft und gefällig bist, selbst gegen mich, der dieß nicht erwarten konnte.“ „Seyd doch so gut und laugt mir die Vase herunter,“ setzte er sich zum Krämer wendend hinzu.

Als er die Vase in den Händen hatte, nahm er das um dieselbe gewickelte Papier weg und zeigte dem kleinen Gärtnerjungen die bewundernswürdige Malereien, womit sie geschmückt war. Dann hob er den Deckel auf und nahm zwei Tulpenzwiebel heraus. „Der großen Anzahl Saamen nach zu urtheilen, die du gekauft hast,“ sagte er zu Morizen, „ist dein Vater ein Gärtner.“

„Ja, er ist einer,“ versetzte derselbe; „und ich darf ihm manchmal im Garten arbeiten helfen, da ich auch Vergnügen an diesem Geschäft finde.“

„Wenn das ist, so werden dir diese Tulpenzwiebel nicht unwillkommen seyn. Du wirst recht schöne Blumen bekommen, wenn du Sorge dafür trägst. Ich habe sie von Harlem in Holland mitgebracht; sie sind von der seltensten und schönsten Art, welche dort gepflanzt werden. Ich hoffe, du werdest dich recht oft dessen erinnern, der sie dir so gerne giebt.

Moriz dankte dem Kapitän und begab sich auf den Rückweg, den er sehr lang fand, da er das Vergnügen kaum erwarten konnte, seinem Vater und seinem Freunde, dem Sohne eines Nachbarn, das erhaltene Geschenk zu zeigen.

Das Erste, was Moriz that, als sein Vater dasselbe gesehen hatte, war, Heinrichen (so hieß sein kleiner Freund) aufzusuchen. Die beiden Häuser standen dicht neben einander und die Gärten waren nur durch eine niedrige Mauer getrennt, welche die beiden Kinder oft überstiegen hatten, um desto eher zusammen zu kommen.

„Heinrich, Heinrich, wo bist du? Bist du nicht im Garten? Antworte doch! . . . rief Moriz.

Aber Heinrich gab keine Antwort, und kam auch nicht, wie gewöhnlich, um seinem Freunde um den Hals zu fallen, welchen er den ganzen Tag über nicht gesehen hatte.



„D ich weiß es, wo du bist,“ fuhr er fort. Und er lief an die Männer, um in des Nachbarns Garten zu springen. „Ich habe dir eine gute Neuigkeit zu sagen,“ sagte er im Laufen; „ich bringe dir Etwas, das dir gewiß viel Vergnügen machen wird.“ — „D da ist eine schöne Verwüstung,“ rief er, als er seine Glasglocke erblickte, unter der seine Melonen zusehends gewachsen waren und die nun in tausend Stücke zerbrochen da lag.

„Es thut mir recht leid,“ sagte Heinrich, der in seines Vaters Garten arbeitete und die Augen kaum aufzuschlagen wagte. „Ich fürchte, du möchtest sehr böse auf mich werden. . . .“

„Wie! du, du solltest meine Glasglocke zerbrochen haben? . . . . D wie hast du das thun können?“

„Ich wollte Unkraut auf die Mauer werfen; es fiel unglücklicher Weise auf die Glocke und zerbrach sie, wie du siehst.“

„Moriz hob das Unkraut und das Glas von seinen zerquetschten Melonen und betrachtete dieselben einige Zeit stillschweigend. „Ach! meine armen Melonen!“ rief er endlich; „ihr geht nun zu Grunde. . . . Ich kann euch nicht mehr jeden Morgen besuchen. . . . Ach! wie sah ich doch dem Augenblick entgegen, wo ich euch meinem Vater in eurer schönsten Pracht

zeigen könnte! . . . . Aber es ist um euch geschehen! . . . Wir wollen es daher zu vergessen suchen. . . . ."

„Du bist sehr gut, Moriz,“ sagte Heinrich. „Ich zweifle daran, ob ich dir's hätte so leicht verzeihen können, wenn du mir eine so schöne Glasglocke zerbrochen hättest.“

„Daran zweifle ich gar nicht,“ versetzte Moriz. „Du bist besser als du selbst glaubst.“ Mein Vater sagt oft, es sey schöner, wenn wir die uns zugefügten Beleidigungen verzeihen und zu vergessen suchen, als wenn wir uns deshalb rächen wollten: hat er nicht Recht? D ich weiß, du fühlst es ebenso gut als ich, daß er Recht hat. Uebrigens hast du es ja nicht vorsätzlich gethan; ich habe da auch Etwas, das uns trösten kann.

Jetzt erzählte er Heinrichen, wie der Schiffcapitän ihm allen seinen Saamen auf den Boden geworfen; wie derselbe deshalb geflucht und ihm nachher die Tulpenzwiebel geschenkt, weil er ihn verhindert hätte, seine schöne Base zu zerbrechen. Er endigte seine Erzählung damit, daß er seinem Freund eine von den Zwiebeln gab, der ihm lebhaft dankte und mehrere Male wiederholte, wie gut Moriz wäre, da er ihm wegen der Glasglocke nicht einmal böse geworden wäre.

Während Heinrich die Tulpenzwiebel setzte, betrachtete Moriz mit Vergnügen die Blumen und die Gemüse, welche sich in dem Garten befanden.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ sagte Heinrich, der ihm zusah; „Du scheinst immer so zufrieden, wann du siehst, daß meine Pflanzen gut fortkommen, als wenn es die deinen wären. Du hast mir gezeigt, wie die Blumen gesetzt werden, und hilfst mir, wenn du nur kannst: aber ich bin auch jetzt weit glücklicher, als ich war, ehe wir hier wohnten. Du weißt vielleicht noch, daß ich in dem Dorfe, wo wir früher wohnten, einen Vetter hatte, der mich unaufhörlich quälte. Er hatte bei weitem kein so gutes Herz als du: darum machte es ihm auch nicht das geringste Vergnügen, wenn er meinen Garten betrachtete, und nie hielt er das für gut, was ich machte. Statt mit mir zu theilen, was er bekam, behielt er's für sich, und verlangte dennoch gebieterisch die Hälfte von Allem, was ich hatte, weshalb ich ihn nicht liebte. Wie hätte ich auch einen so bösen Knaben lieben können? Aber ich glaube, daß man sich nie ganz glücklich fühlen kann, so lange man mit Jemanden uneinig lebt; denn ich konnte mich keinen Augenblick des Lebens freuen, da wir unsre Zeit damit zubrachten, daß



wir mit einander zankten. Jetzt ist es, Gott sey Dank! ganz anders. Ich bin immer zufrieden, wenn ich bei dir bin, Moriz, und wir zanken nie mit einander.“

Es wäre für das gemeine Beste zu wünschen, alle Menschen möchten, wie Heinrich, überzeugt seyn, daß wir nicht ganz glücklich seyn können, wenn wir mit einem unsrer Mitbrüder in Zwietracht leben. Eben so wäre es auch zu wünschen, daß wir von Kind auf Morizens Beispiel folgen möchten, welcher die ihm widerfahrenen Beleidigungen gerne verzieh und sie zu vergessen suchte. Alsdann würde man sich auch nie wegen einer bloß eingebildeten Beleidigung rächen, was leider! nur allzu oft geschieht.

Heinrichs Vater, der Pächter Mathurin, hatte den Fehler, daß er sich über Kleinigkeiten höchst beleidigt fand, und wann er einmal glaubte, es hätte ihn Jemand vor den Kopf stoßen wollen, dann war er zu stolz, ihn um eine Erklärung zu bitten. Darum widerfuhr es ihm auch sehr oft, daß er nach dem Schein urtheilte und — sich irrte. Er meinte, die Würde und der Muth beständen darin, daß man sich einer Beleidigung erinnere und sie nicht verzeihe. Ob er gleich nicht schlecht war, so ließ ihn doch diese Denkart bisweilen Handlungen begehen, die er

an einem Andern getadelt hätte. Er rühmte sich, ein aufrichtiger Freund und ein unversöhnlicher Feind zu seyn: auch hatte er wenig Freunde. Sein Lieblingssprichwort war: „Besser Reider als Mitleider.“

Im Anfange als er neben dem Gärtner Blasius wohnte, konnte er denselben nicht leiden, weil er zu einer Nation gehörte, die man ihm als geizig, listig und schalkhaft geschildert hatte, der Haß, den er gegen den guten Gärtner gehegt, hatte sich noch verstärkt durch ein Zusammentreffen mit einem Pferdehändler aus Gaskonien, der ihm ein schlechtes Pferd verkaufte. Zwar hatte Blasius durch sein gutes Betragen ihm eine etwas günstigere Meinung von seinen Landsleuten beigebracht! nichts desto weniger vermuthete er bisweilen noch, dieses Betragen diene nur dazu, irgend einen geheimen Anschlag zu verhüllen. „Ein Gaskonier,“ sagte er bei sich, „kann unmöglich offenherzig und bieder seyn.“

Blasius hatte sehr schöne Himbeerstauden, deren Früchte so groß waren, daß man aus Neugierde kam, sie zu sehen. „Sagt mir doch Nachbar, wie ihr euch diese vortrefflichen Himbeeren verschafft habt;“ fragte Mathurin eines Abends den Gärtner.

„Das ist ein Geheimniß,“ versetzte Blasius.

„Wenn es ein Geheimniß ist, so mag ich es nicht wissen. Indessen wünschte ich, ihr möchtet euer Buch weglegen. Ihr blättert immer in einem Buche, wann man euch besucht, und das scheint mir, so ein einfältiger Landmann ich auch bin, doch nicht ganz den Regeln der Höflichkeit angemessen.

Blasius machte sogleich sein Buch zu, bemerkte jedoch lächelnd, er hätte seine prächtigen Himbeeren in diesem Buche gefunden.

„Ihr macht euch gerne auf Kosten derer lustig, die nicht das Glück haben, so unterrichtet zu sein als ihr,“ versetzte der Pächter unwillig; „so einfältig ich aber auch bin wie ich vorhin sagte, so bin ich doch der Meinung, man finde eher Himbeeren in einem Garten, als in einem Buche.“

Da Blasius den Unwillen seines Nachbarn wahrnahm, so wollte er ihm nicht widersprechen. „Er hatte in der Bibel gelesen,“ Sanftmuth besänftiget den Zorn.“ Deshalb sagte er mit gesprächiger Miene; „Ich habe mit Vergnügen vernommen, Nachbar, die Ernde eures Prachtgutes kündigt sich dieses Jahr gut an; sie wird euch hoffentlich viel Geld einbringen. Laßt uns daher ein Gläschen mit einander leeren.“

„Ich danke dafür; Nachbar, ich danke! Was die Früchte anbetrifft, so bin ich dieses Jahr



recht zufrieden; ich werde eine gute Ernde haben, wenn kein schädliches Wetter einfällt.“ . . . Kurz darauf setzte er hinzu: „Es widersfährt mir nicht oft, daß ich Jemanden um etwas bitte; wenn ihr mir aber. . . .“

Hier wurde Mathurin durch die Ankunft mehrerer Nachbarn unterbrochen und endigte seine Bitte nicht.

Es widersfuhr ihm, wie er selbst sagte, nicht oft, daß er Jemand um etwas bat, und es hatte seines Nachbarns ganzer Herzlichkeit bedurft, daß er ihn um etwas hatte bitten wollen.

Er wünschte nämlich von dessen schönen Himbeerstauden Sehlinge zu haben. Den andern Morgen dachte er wieder daran; mochte aber nicht selbst zu ihm gehen und ihn darum bitten. Er sagte daher seiner Frau, die eben auf den Markt ging, sie sollte im Vorbeigehen an seiner Statt thun.

Dieselbe brachte zur Antwort zurück, Blasius hätte keine Sehlinge; wenn er aber auch welche hätte, so würde er doch niemand welche geben. Mathurin wurde wegen dieser Antwort sehr böse auf den Gärtner. Er sagte daß sey gerade, was man von einem Gaskonier erwarten dürfe, es sey recht dumm von ihm, daß er sich durch dessen Versicherungen von Dienstwilligkeit und Freundschaft auch nur einen einzi-

gen Augenblick hätte täuschen lassen. „Ich will lieber zu Grunde gehen,“ rief er im heftigsten Zorn,“ als mich noch einmal so sehr erniedrigen, daß ich einen Gasconier um Etwas bitte.“ „Er erzählte nun seiner Frau zum hundertsten Male den Streich, den ihm der Pferd Händler gespielt hatte, und endigte damit, daß er ihr erklärte, er wolle mit dem Gärtner glücklich brechen.

„Heinrich,“ sagte er zu seinem Sohne, der eben vom Felde zurück kam,“ Heinrich, du sollst mir nicht mehr mit des Gärtners Sohn umgehen.“

„Mit Morizen, Vater?“

„Ja, mit Morizen, sag' ich dir; ich verbiete dir's, von heute an je mit ihm zu sprechen.“

„Und warum denn, lieber Vater?“

„Weil ich es nicht haben will.“

Heinrich fing an zu weinen. „Warum weinst du denn, du Einfältiger? fragte ihn der Vater; „gibt's denn keine andere Kinder von deinem Alter, mit welchen du spielen kannst? Mußt du denn gerade mit dem Sohn eines Gasconiers spielen? Ich werde bald einen andern Kameraden für dich finden, wenn dieß deinen Kummer verursacht.“

„O nein! das macht mir keinen Kummer,“ sagte Heinrich, indem er seine Thränen zurück

zu halten suchte;“ ich werde aber nie wieder einen Freund wie Moriz bekommen, nie, nie!“

„Ha; du armer Dummkopf! rief Mathurin;

„Du dauerst mich; denn du lässest dich auch durch schöne Worte täuschen; wann du aber einmal verständiger bist, dann wirst du einsehen, daß die wahren Freunde selten sind und daß man sie nicht leicht findet.“

„Ich weiß wohl, daß es nicht viele wahre Freunde giebt,“ sagte Heinrich,“ und eben deswegen zweifle ich, ob ich je wieder einen so guten, so aufrichtigen als Moriz finde.“

„Laß das gut seyn! Du wirst bald recht vergnügt darüber sein, daß ich dir verboten habe, je wieder mit ihm umzugehen.“

„Ach! du willst also, Vater, daß ich nicht mehr glücklich sein soll? . . . .

„Nein, sag ich dir, ich will vielmehr zu deinem Glücke nach Kräften beitragen; aber du mußt mir schlechterdings den Moriz meiden.“

„Darf ich es denn nicht wissen, liebster Vater, warum ich nicht mehr mit ihm sprechen soll?“

„Sein Vater war unhöflich gegen mich,“ versetzte Mathurin mit Unwillen, und Niemand soll mich zweimal unhöflich behandeln.“ „Nun! Heinrich setze dich an den Tisch, iß und sey nicht so einfältig,“ fügte er einige Augenblicke nachher freundlich hinzu.



Heinrich, der arme Heinrich gehorchte mit schwerem Herzen seinem Vater, bat ihn aber um die Erlaubniß, seinen Freund noch Ein Mal zu besuchen, um ihm zu sagen, daß er nur nach dem Befehle seines Vaters handle, wenn er nicht mehr zu ihm käme. Seine Bitte ward ihm bewilligt.

Der Abschied der beiden kleinen Freunde war lang und traurig. Der Gedanke, einander nicht mehr besuchen zu dürfen, lag ihnen zu schwer auf dem Herzen, als daß sie sich gleich hätten trennen können. Wenn Mathurin sie in diesem Augenblicke gesehen hätte, wie sie sich so fest umschlungen hielten, und wie ihnen die Thränen über die Wangen rollten; er hätte selbst weinen müssen, so hartherzig er auch war.

Als Blasius das Alles vernahm, suchte er den Beweggrund zu einem so grausamen Verfahren zu entdecken, was ihm nicht möglich war, da der Stolz und die Hartnäckigkeit seines Nachbarn ihm hierbei zu sehr im Wege waren.

Es ist indessen gewiß, daß die Antwort des Gärtners Mathurinen nicht getreu war überbracht worden. Er hatte Letzterem sagen lassen, daß die Zeit, wo man die Himbeerensstöcke aussähen könnte, noch nicht da wäre, er müßte ihm daher für jetzt seine Bitte abschlagen.

Unglücklicher Weise war die Antwort übel

verstanden worden. Blasius hatte nämlich ein junges Mädchen beauftragt, das sein Hauswesen besorgte und dessen Unbedachtsamkeit es gewöhnlich Alles verkehrt machen ließ. Dieß ist leider! sehr oft die Quelle der Streitigkeiten, welche zwischen Nachbarn entstehen.

Als Mathurin einmal gute Gründe zu haben glaubte, um sich an seinem Nachbar zu rächen da that er es auch im vollen Sinne des Wortes.

In seines Nachbars Garten stand ganz nahe an der Mauer, welche die beiden Gärten von einander trennte, ein Pflaumenbaum, dessen Wurzeln nach und nach hinüber gedrungen waren. Mathurin meinte jetzt eine günstige Gelegenheit zu haben, sich an dem Gärtner zu rächen.

Einer von jenen Leuten, welche Vergnügen darin finden, wenn sich Nachbarn mit einander entzweien können, sagte ihm, er könne den Gärtner zwingen, den Baum abzubauen und er selbst wolle dieß demselben in Mathurins Namen anzeigen.

Als man dem Gärtner erklärte, er solle den bewußten Pflaumenbaum abhauen, schlug derselbe es geradezu ab. Nun überredete der dienstwillige Freund den Pächter, einen Prozeß mit Blasius anzufangen, worin jener gern einwilligte.

Man prozessirte einige Monate lang. Nach

Verlauf dieser Zeit kam der Freund, der es übernommen hatte, alle bei dem Prozesse nöthigen Schritte zu thun, und bat Mathurin um Geld, um denselben fortzuführen, indem er ihm versicherte, die Sache würde bald zu seinem Vortheil entschieden werden. Mathurin gab ihm fünf Louis'dor, machte ihn aber doch aufmerksam darauf, daß dies für ihn keine geringe Summe sey und daß ihn nur seine Liebe zur Gerechtigkeit habe bewegen können, einen Prozeß anzufangen, von dem er keinen andern Vortheil ziehen würde, als den ungestörten Besitz eines Stückchen Lands, das keine zehn Sou werth sey. „Der Baum macht mir wenig oder gar keinen Schaden; ich habe mir fest vorgenommen, keinem Gasconier nachzugeben,“ septe er mit einem gräßlichen Blicke hinzu.

Der elende Mensch, der den Pächter ganz für sich eingenommen hatte, kannte dessen Vorurtheile gegen die Gasconier, und zog nach Kräften Nutzen daraus. Er sagte zu demselben, er müßte, so viel Geld es ihn immer kosten möge, um seines Stolzes willen die Sache bis zum glücklichen Ausgange mit Nachdruck betreiben.

Kurze Zeit nachher gieng Mathurin in seinem Garten spazieren. Als er zu dem Pflanz-



menbaum kam, da erwachte wieder sein Haß gegen den Gärtner. „Und wenn es mich auch mein halbes Vermögen kosten sollte, so werde ich doch diesem Gasconier nicht nachgeben,“ rief er wüthend.

Heinrich unterbrach seinen Vater. Er deutete mit dem Finger auf ein Buch und einige Pflanzen, die auf der Mauer lagen. „Diese Gegenstände,“ sagte er, „sind wahrscheinlich für dich, denn es liegt ein Zettel mit deiner Adresse von Morizen, daneben. Soll ich dir's bringen?“

„Ja, hole mir's, ich will es lesen.“

Der Zettel enthielt Folgendes:

Werthester Herr Mathurin!

Mit schwerem Herzen schreibe ich Euch diese Zeilen. Ach! sonst war es ganz anders, als jetzt! Sonst durften ich und Heinrich bei einander seyn, so oft wir nur wollten; aber ach! dieses Glück wird uns vielleicht nie wieder zu Theil werden, und doch bin ich Euch nicht böse.

Ich will daher hoffen, daß Ihr einige Sesslinge von meinen Himbeerstauden annehmet. Als ihr meinen Vater um dieselben bitten ließt, da konnte man sie noch nicht sehen, weshalb Ihr damals keine bekamet. Aber jetzt ist die dazu schickliche Zeit da.

Ich füge noch ein Buch hinzu, in welchem Ihr sehen könnt, warum wir ihre Wurzeln mit Seegrassasche bedecken. In dem auf der Mauer stehenden Blumentopfe werdet ihr welche finden.

Nie haben wir, ich und Heinrich, mit einander gesprochen, seitdem Ihr es ihm verboten habt, und das ist schon recht lang.

Ich wünsche recht sehr, Eure Söhlinge möchten so gut fortkommen, als die unsrigen, und bin, indem ich mit Sehnsucht den Augenblick erwarte, der uns mit einander ausöhnt und mir wieder gestattet, wie früher mit meinem lieben Heinrich zu arbeiten und zu spielen.

Euer ehrerbietiger und treuer Nachbar

Moriz.

Der Eindruck, den dieses Schreiben machen mußte, ward zum Theil durch die Art, wie er es las, verfehlt. Kaum gelang es ihm, dasselbe zu entziffern. Dessenungeachtet schien er doch gerührt davon zu seyn.

Ich glaube, Heinrich," sagte er zu seinem Sohne," der kleine Moriz liebt dich sehr: es scheint mir ein guter Junge zu sein. Was aber die Himbeerstauden anbelangt, so halte ich Alles, was er davon sagt, für eine bloße Entschuldigung, und will jetzt auch keine Söhlinge weil ich sie nicht bekam, als ich sie haben wollte,

Verstehst du mich, Heinrich? Was liehest du denn da?"

Heinrich durchlief mit den Augen die Seite, die in der Mitte des Buches, welches Moriz mit den Sehligen auf die Mauer gelegt hatte, zusammen gelegt war. Ganz laut las er Folgendes:

---

### Handbuch des Gärtners.

„Man baut zu Jersey, einer nahe bei der Küste der Normandie gelegenen, aber England zugehörigen, Insel eine Art Himbeeren, die man während des Winters, wie im Norden Frankreichs mehrere Pflanzen mit Dünger, beinahe ganz mit Seegrass bedeckt, um sie vor der Kälte zu schützen. Diese Himbeeren werden gewöhnlich so dick, als kleine Aprikosen, und schmecken süßer als gewöhnliche Himbeeren.“

Zu Jersey und Guerneseu wächst jede Art Obst und Gemüse im Ueberfluß vierzehn Tage oder drei Wochen eher als im Süden Englands. Ob man schon diese Frühzeitigkeit der feuchten und salzigen Atmosphäre dieser Inseln zuschreiben kann; so ist es doch nicht zu bezweifeln, daß die Seegrassasche, deren man sich bedient, um den Boden zu düngen, zu dessen Fruchtbarkeit beitrage.



Hier sind, sagte Heinrich, "noch einige mit Bleistift auf ein Stück Papier geschriebene Zellen; Moritz hat dieselben geschrieben, ich will sie dir vorlesen, Vater."

„Als ich in diesem Buche sah, daß Himbeerstöcke, nachdem sie im Winter waren mit Seegras bedeckt worden, so dick wurden als Aprikosen, da dachte ich, die Asche vom Seegras könnte ja auch bei meines Vaters Himbeeren diese günstige Wirkung hervorbringen. Ich bat ihn daher um die Erlaubniß, den Versuch damit zu machen. Er bewilligte es mir, und ich suchte sogleich Seegras, das von den Wellen an das Ufer geworfen worden war. Nachdem ich es hatte trocknen lassen, verbrannte ich es, und bedeckte mit seiner Asche die Wurzeln der Himbeerstauden. Das folgende Jahr hatte ich das Vergnügen zu sehen, daß meine Mühe belohnt wurde.“

Die Ursache, warum ich Euch das Alles sage ist die, damit Ihr wißt, wie Ihr Euch dabei zu benehmen habt, wenn Eure Himbeeren so dick werden sollen, als die unsrigen, da ich mich erinnere, daß Ihr unzufrieden aussahet, als mein Vater Euch sagte, die Art, wie er seine schönen Himbeeren bekommen hätte, wäre ein Geheimniß. Vielleicht hat Euch gerade das gegen uns aufge-

aufgebracht, denn Ihr habt uns seit jenem Tage nie wieder besucht.

Nun habe ich Euch Alles gesagt, was ich weiß; ich will hoffen, daß Ihr nicht mehr böse auf uns sein werdet.

Matburin war sehr zufrieden mit der Sprache des kleinen Gärtnerjungen. „Nun!“ sagte er zu Heinrichen, „daß läßt sich hören. Das heißt freimüthig die Sachen sagen, ohne vieles Geplauder. Darin stecken keine Aufschneidereien nein! gewiß nicht. Sag mir, Heinrichen weißt du nicht, ob dein Freund Moriz in Gaskonien geboren worden ist. Ich wollte wetten, daß dem nicht so ist.“

„Daß weiß ich nicht Vater,“ versetzte Heinrich; „ich habe ihn auch noch nie darüber gefragt. Alles, was ich von ihm weiß, ist, daß er ein herzensguter Junge ist, Sieh einmal, Vater, meine Tulpe ist schon halb aufgeblüht.“

„Das ist wirklich eine recht schöne Blume.“

„Moriz hat sie mir gegeben.“

„Du hast ihm doch etwas dagegen gegeben?“

„Nein, gar nichts. Er schenkte sie mir dazu noch in einem Augenblick, wo er mit Recht hätte böse auf mich werden können: als ich nämlich seine hübsche Glasglocke zerstört hatte.“

„Wenn das ist, Heinrich, so ist er deiner Liebe werth; du kannst daher wieder wie sonst

mit ihm arbeiten und spielen," sagte Mathurin mit einer Stimme, welche die Reue verrieth, die er darüber empfand, daß er Morizen Unrecht gethan hatte.

„O wenn du das wolltest!" rief Heinrich mit Entzücken; „wenn du wolltest, daß wir glücklich seyn sollen! Wie oft stieg ich nicht auf den Apfelbaum da, um Morizen in seinem Gärtchen arbeiten zu sehen! Ach! wie bedauerte ich es dann, daß ich ihm nicht helfen, ja nicht einmal mit ihm sprechen durfte! Der meinige ist nicht mehr halb so gut, als sonst unterhalten, seitdem Moriz nicht mehr hineinkommt. Aber es wird Alles gut gehen, wenn. . . ."

Heinrich ward durch Herrn Störenfried unterbrochen, der kam und Mathurinen um einige Verhaltungsbefehle bei dem Prozesse wegen des Pflaumenbaums bat. Dieser zeigte ihm den von Morizen erhaltenen Brief; zu Heinrichs größter Bewunderung aber hatte Störenfried nicht sobald denselben gelesen, als er rief: „Welch' ein listiger kleiner Junge! Nie habe ich etwas besser Ausgedachtes gesehen! Das ist einer der listigsten Briefe, welche ich je gelesen habe."

„Wo steckt denn die List?" sagte Mathurin, indem er seine Brille aufsetzte.

„Seht ihr denn nicht, Freund, daß das



ganze Geplauder von den Himbeeren nur den Fortgang des Prozesses verhindern soll? Blasius weiß, daß er denselben verlieren muß und gezwungen wird, Euch, nebst den Unkosten, noch eine ansehnliche Summe für den Schaden zu bezahlen.

„Für den Schaden!“ rief Matburin, indem er den Pflaumenbaum betrachtete; „wo denkt ihr denn hin? Ich will nichts thun, was nicht redlich ist. Blasius soll mir auch nicht einen einzigen Heller bezahlen, denn der Baum hat mir keinen Schaden gemacht, als er in meinen Garten drang; nur wollte ich es nicht haben, daß dieß ohne meine Erlaubniß geschehen sollte.“

„Gut, gut!“ versetzte Störenfried, „ich verstehe euch; aber ich kann euch doch nicht verschweigen, daß Blasius, da er euch die Sehlinge auf eine mittelbare Art geschickt hat, die Absicht hat, euch zu gewinnen.“

„Mich zu gewinnen!“ rief Matburin mit Unwillen aus; „ich habe mich nie in meinem Leben gewinnen lassen und werde jetzt nicht anfangen.“ Und in seinem Aerger riß er die Sehlinge aus der Erde, welche Heinrich eben gesetzt hatte, und warf sie in des Nachbars Garten.

Moriz hatte seine Tulpe, die anfieng sich

zu öffnen, in einen Blumentopf gethan, damit sein Freund Heinrich von Tag zu Tag ihre Fortschritte bemerken könnte. Ach! er wußte nicht, in was für eine gefährliche Lage er sie gebracht hatte. Einer von den Sehlinsgen, die von Mathurins kräftigem Arm über die Mauer geworfen wurden, riß seine kostbare Tulpe vom Stängel weg.

Heinrich, der seinen Vater überzeugen wollte, daß Störenfried sich bei dem Urtheil über den guten Moriz irre, bemerkte den Fall der Blume nicht.

Am folgenden Morgen ward Moriz sehr zornig, als er die Himbeersehlinsge auf der Erde zerstreut und seine Tulpe vernichtet sah; sein Zorn währte aber niemals lange. Er dachte, man müßte diese Verwüstung einem Zufalle zuschreiben. Daß es Leute giebt, welche Vergnügen daran finden, wenn sie Jemanden kränken, dieß konnte er nicht glauben.

„Und wenn ich auch denken müßte, man hätte es bloß darum gethan, um mich zu kränken;“ sagte er bei sich selbst, „so wäre es doch immer besser, wenn ich es verziehe und zu vergessen suchte.“

Bei dieser liebenswürdigen Denkart war Moriz weit glücklicher, als er es hätte seyn

können, wenn er, ohne dieselbe, alle Reichthümer der Welt besessen hätte.

Die Blumen waren damals in der Gegend, wo Moriz und Heinrich wohnten, sehr beliebt. Bei dem Feste der Blumengärtner zu Rouzen erhielt nämlich derjenige, der die schönste Blume ihrer Art vorzeigte, als Preis alle bei der Gärtnerei nöthige Geräthschaften.

Heinrichs Tulpe war jetzt prächtig. Er konnte sich nicht satt daran sehen und je schöner sie wurde, desto mehr wünschte er sich gegen seinen Freund erkenntlich zu zeigen. Jeden Tag stieg er auf den Apfelbaum, um dessen Tulpe zu sehen, die nun auch recht schön sehn mußte; aber nie hatte er dieses Vergnügen, was ihn mit Recht befremdete.

Der Tag des Festes rückte heran. Mathurin begab sich mit seinem Sohne, der seine schöne Tulpe mit Entzücken trug! nach dem Zusammenkunftsorte. Sie kamen auf einem weiten Grassplatze an. Von allen möglichen Sorten Blumen waren da aufgestellt. Dieser Anblick überraschte den kleinen Heinrich sehr, denn er hatte noch nie so viele und so schöne Blumen bei einander gesehen. Was seine Tulpe anbetrifft, so war sie unter allen, die sich dort befanden, die schönste: weßhalb ihm auch der Preis zuerkannt wurde. In dem Augen-



blick, als man ihm die schönen Geräthschaften brachte, hörte er eine ihm wohlbekannte Stimme, die ihm zu seinem guten Erfolge Glück wünschte. Er kehrte sich um, und erblickte seinen Freund Moriz, in dessen Augen die reinste Freude glänzte.

„Aber Moriz, wo ist denn Deine Tulpe?“ fragte Mathurin, „Ich glaube, Heinrich hat mir gesagt, du hättest auch eine.“

„Ja,“ sagte Moriz, „ich hatte auch eine; aber es hat mir Jemand dieselbe zerstört, wahrscheinlich aus Zufall.“

„Wer denn?“ fragten Heinrich und sein Vater zugleich.

„Der, welcher die Sehlinge über die Mauer warf,“ sagte Moriz traurig.

„Ich, ich bin's; ich habe dieß gethan,“ rief Mathurin; „aber ich hatte nicht die Absicht, deine Tulpe zu vernichten.“

„Lieber Moriz,“ sagte Heinrich, („du hast mir's erlaubt, ihn wieder so zu nennen,“ setzte er, zu seinem Vater gewendet, hinzu), lieber, guter Moriz, da hast du alle die Geräthschaften, die ich bekommen habe, sie gehören dir eher als mir; ich überlasse sie dir gerne.

„Nein, nein, ich danke,“ versetzte Moriz indem er ein paar Schritte zurück trat; „du bist ja nicht Schuld, daß . . .“

„Biete sie dem Vater, biete sie durch Blasius an,“ sagte Mathurin ganz leise zu seinem Sobne; „ich stehe dir dafür, er wird sie annehmen.“

Aber Mathurin irrte sich: der Vater wollte sie auch nicht haben.

Eine solche Großmuth überraschte den Pächter, und mußte ihn überraschen, besonders an einem Menschen, den er für geizig gehalten hatte. „Dieser Gasconier,“ dachte er, „ist gewiß nicht so listig und geizig, als ich glaubte.“ Sogleich näherte er sich dem Gärtner, und sagte zu ihm: „Euer Sohn hat sehr gut gegen den meinen gehandelt, Nachbar, und ihr scheint recht vergnügt darüber zu seyn.“

„Ich bin es auch wirklich,“ erwiderte dieser.

„Dieß giebt mir eine bessere Meinung von euch, als ich schon seit Langem von euch hatte;“ fuhr Mathurin fort, „nämlich seit jenem Tage, als ihr mir wegen den verwünschten Sehlungen eine so unhöfliche Antwort schicket.“

„Was für eine unhöfliche Antwort?“ rief Blasius mit Erstannen. Mathurin wiederholte Wort für Wort, was man ihm gesagt hatte. Blasius erklärte seinerseits, er hätte nie so Etwas gesagt. Er erzählte pünktlich, was er auf jene Bitte um einige Sehlunge geantwortet hatte,

und Mathurin reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ich glaube auch, Nachbar; wir wollen also nicht mehr davon sprechen; ich bin nur betrübt darüber, daß diese Erklärung nicht vier Monate früher Statt gefunden hat. Ich hätte die Gelegenheit dazu gesucht, wenn ihr kein Gasconier wäret; denn ich konnte es nicht glauben, daß ein Gasconier ehrlich wäre. Jetzt bereue ich meine Dummheit. Uebrigens können wir diesem guten kleinen Jungen nicht genug dafür danken,“ sagte er auf Morizen deutend, „daß sich Alles zu unsrer gegenseitiger Zufriedenheit beendigt hat. Es ist ihm nicht möglich, lange böse auf Jemanden zu seyn, davon habe ich die sichersten Beweise. Ich bedaure es recht sehr, daß ich seine Tulppe zerbrochen habe. Adieu euch Kinder! Ich bin froh, Heinrich, daß ich dich so glücklich sehe, und hoffe, Blasius wird es verzeihen, daß. . . .“

„D es ist schon verziehen!“ riefen Blasius und sein Sohn zugleich. Seit jenem Tage lebten beide Familien in der vollkommensten Eintracht mit einander.

Mathurin lachte oft darüber, daß er sich hatte überreden lassen, um einen Baum zu prozessiren. Der dienstwillige Freund empfing den verdienten Beweis, und mit der Zeit überwand Mathurin seine Vorurtheile gegen die



Gaskonier so sehr, daß er und Blasius ihre Arbeiten gemeinschaftlich verrichteten.

Die beiden Kinder freuten sich sehr über diese Versöhnung, und Heinrich sagte oft, sie hätten ihr Glück Morizens Lieblingsgrundsatz zu verdanken: „Alles zu verzeihen und zu vergessen,“ den er so wohl übe.

Ein solcher Grundsatz verdient es, von euch nachgeahmt zu werden.

---

Bei denselben Verlegern sind zu haben.

Die Waisen, oder die belohnte Redlichkeit. Für die zarte Jugend, aus dem Französischen frei übersezt von G. Hoffmann. (Unter der Presse.)

Der träge Lorenz, oder der durch das gute Beispiel gebesserte Knabe. Zur Belehrung u. Warnung für die Jugend nach Ch. Schmidt von G. Hoffmann. (unter der Presse.)

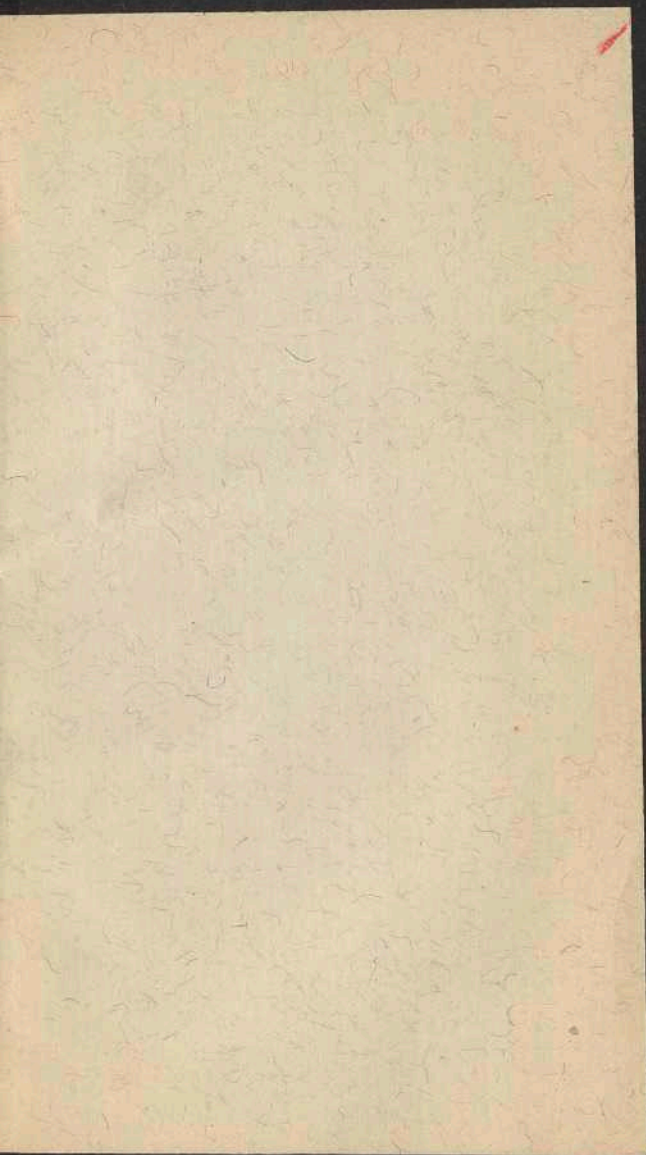
Held, die Auswanderer. Lehrreiche Erzählung für die reifere Jugend. (Unter der Presse.)

— Der Findling. Eine lehrreiche Erzählung für die reifere Jugend. (Unter der Presse.)

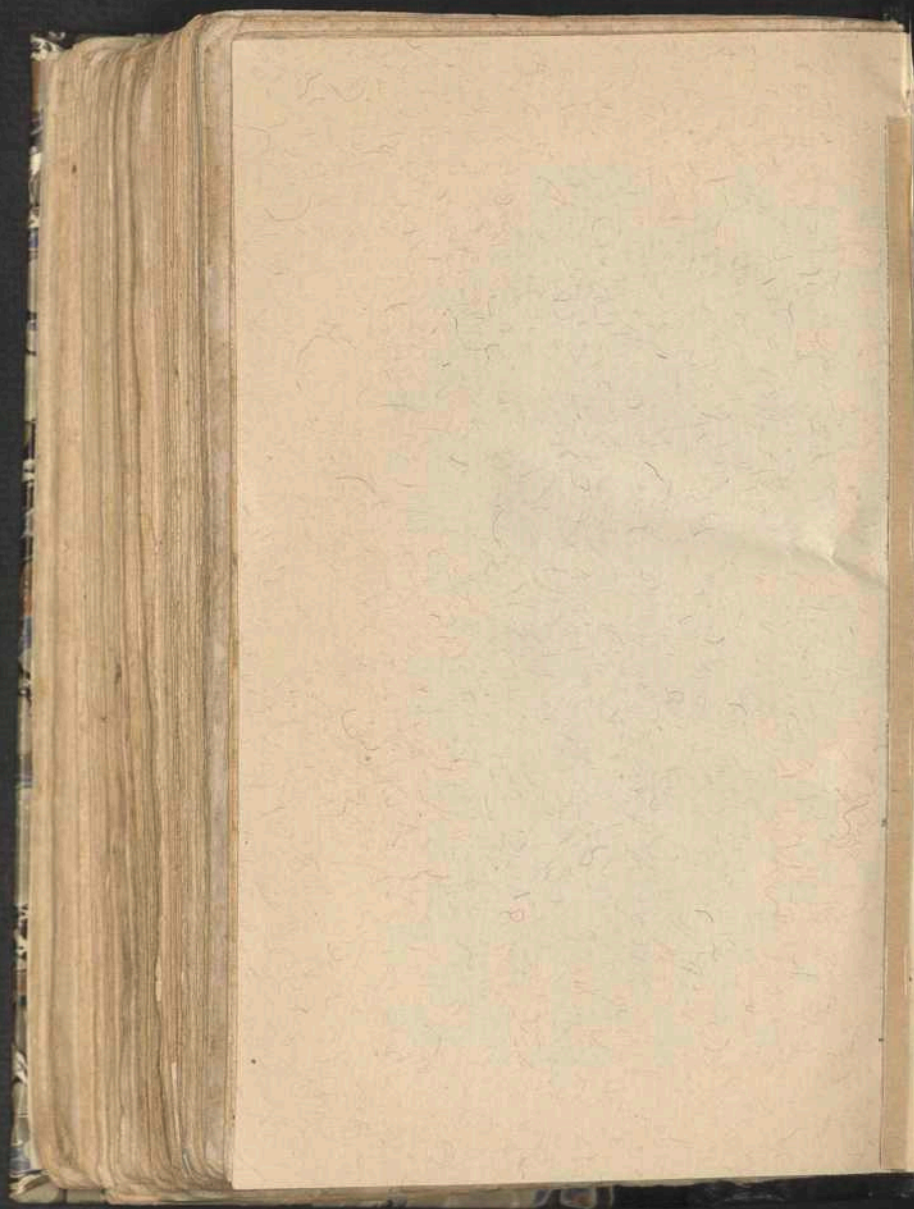
Lang, Lorenz, Irene und Viktorine. Zwei christliche Jungfrauen in der Gewalt der Ungläubigen. Mit 1 Titelfupfer. brosch. 15 fr.

— Leben, Schicksal und Tod einiger Zauner und Verbrecher. Eine aus Criminalakten entlehnte Volkschrift zur Abschreckung und Warnung. brosch. 12 fr.

---







BVIII, 5171 R

14. Juli 1987

DtSB 2 1. FEB. 1963





# Orangenblüthen.

Der  
sonderbare Schicksale

frommen

guten

Ein Bildungsbe

Als

zu dem neuesten

Chre

H o p f

Vom Verfasser der

1. the.

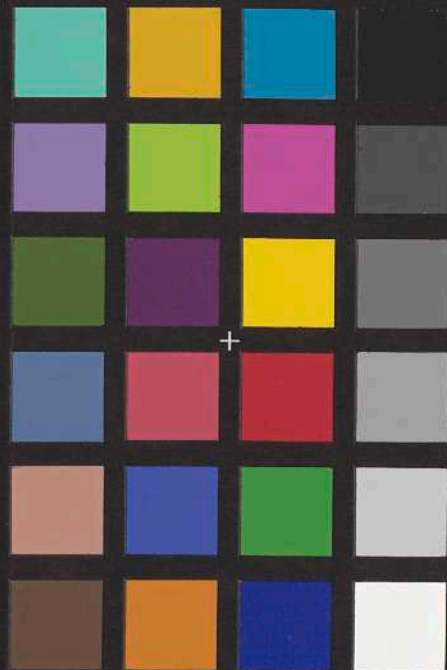
(7)

St

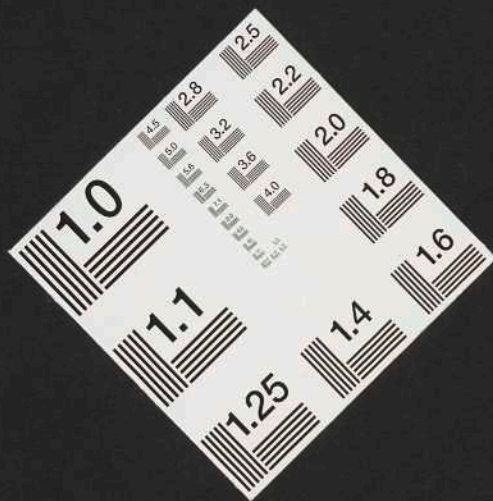
Verlag der

x-rite

colorchecker CLASSIC



mm



Staatsbibliothek  
zu Berlin

Preußischer Kulturbesitz